



LOTHAR BLUHM

Wissenschaft als eine »Gemeinschaft von Freunden«

Zur Verzahnung heterogener Wissenschaftsprojekte
in der frühen Deutschen Philologie

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bluhm_gemeinschaft.pdf>

Eingestellt am 12.01.2004

Autor

Prof. Dr. Lothar Bluhm

Universität Oulu

Institut für Germanistik, Romanistik und Skandinavistik

Lehrstuhl für Germanische Philologie

PSF 1000

FIN-90014 Oulun yliopisto

Telefon: 00 358 8 553 3424

Emailadresse: lothar.bluhm@oulu.fi

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Lothar Bluhm: Wissenschaft als eine „Gemeinschaft von Freunden“. Zur Verzahnung heterogener Wissenschaftsprojekte in der frühen Deutschen Philologie (12.01.2004). In: Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bluhm_gemeinschaft.pdf>

(Datum Ihres letzten Besuches).

LOTHAR BLUHM

Wissenschaft als eine »Gemeinschaft von Freunden«

Zur Verzahnung heterogener Wissenschaftsprojekte in der frühen Deutschen Philologie

I.

In der Geschichte der Wissenschaftsgeschichtsschreibung wird die Entstehungsphase der Deutschen Philologie nahezu durchgängig mit dem Hinweis auf ein gemeinsames Wissenschaftsprojekt der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm und ihres Freundes und Kollegen Karl Lachmann verknüpft. Gelegentlich kommt noch der eine oder andere Name, meist der Georg Friedrich Beneckes, als ‚Gründerheroe‘ hinzu. Zur Beschreibung gehört auch die Erwähnung eines die Gründungsphase begleitenden ‚Wissenschaftskriegs‘ zwischen den Grimms und Friedrich H. von der Hagen. Die Gruppenbildung, die sich nach dem Selbstverständnis der Akteure und der Fremdeinschätzung durch Um- und Nachwelt als eine »Gemeinschaft von Freunden« darstellte, und das sie begleitende Streitgeschehen zwischen den verschiedenen Gruppen sind die zentralen Konstituenten des im 19. Jahrhundert entstandenen und bis heute fortlebenden ‚Gründungsmythos‘ unseres Fachs. ‚Mythos‘ bedeutet nicht, um einem vor allem jüngeren Missverständnis sofort entgegenzutreten, dass diese Beschreibung grundlegend falsch wäre, sondern meint, dass sie auf eine bestimmte Weise organisiert bzw. konfiguriert ist. Es war im 19. Jahrhundert den historiographischen Mustern der Zeit folgend zuerst einmal der Blick auf die personale Konstellation dieser Frühphase. Im Vordergrund standen die öffentlichkeitswirksamen und von einer nachfolgenden Wissenschaftlergeneration als Vorbilder und Lehrer verehrten exponierten Persönlichkeiten. Das prozessuale, in seiner Struktur höchst komplexe Insgesamt der Frühphase wurde biographistisch komprimiert, auf einzelne Akte reduziert und bildhaft gestaltet. Die Entstehung des Fachs wurde dabei zu einem quasi religiösen Erweckungs Erlebnis stilisiert, zu dem das Plötzliche und Voraussetzungslose ebenso wie das Gnadenhafte als Merkmale gehören. Eine besondere Karriere als Symbole

dieser ‚Erweckung‘ kamen dabei Ereignissen der ersten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu: Anekdotenhaft etwa Jacob Grimms Entdeckung von Bodmers Minnelieder-Sammlung in der Bibliothek seines Lehrers Savigny,¹ seine *Deutsche Grammatik* oder Lachmanns Nibelungenstudien, aus einer institutionengeschichtlichen Sicht gelegentlich noch das Berliner Extraordinariat von der Hagens.²

Die den ‚mythischen‘ Mustern folgende Fachwissenschaftsbeschreibung ist – wie gesagt – nicht *falsch* in dem Sinne, dass sie etwa mit irrigen Fakten hantierte oder hantiert hätte; ihre Konfiguration ergab sich daraus, dass sie an einem Selbstverständnis orientiert war, das auf Sinngebung, im engeren Sinne auf Legitimation des eigenen Fachs abzielte bzw. dort, wo sie auch heute noch fortgeschrieben wird, immer noch abzielt. Einer *modernen* Fachwissenschaft ist dieses Selbstverständnis weitestgehend fremd, sie arbeitet vielmehr an der Aufdeckung und Erhellung der Funktionszusammenhänge von Wissenschaft und Gesellschaft und versteht die frühe (Fach-)Wissenschaftsbildung als Teil eines umfassenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses, in dessen Kontinuum sich auch die heutige Post-Postmoderne wohl noch bewegt. Sicherlich wird auch unter den neuen Vorzeichen, wie Michael Ansel in der Einleitung seiner kenntnisreichen Studie zur hegelianischen Literaturgeschichtsschreibung im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts moniert, ebenso wie in der Vergangenheit vor allem wieder eine „Geschichte der Sieger“³ betrieben und vielleicht ist der Vorwurf, dass auf diese Weise der „Entstehung eines anderen Ursprungsmythos Vorschub geleistet“ würde, insofern die „Illusion einer ho-

¹ Jacob Grimm: Das Wort des Besitzes (1850). In: Ders.: Kleinere Schriften. Band 1. Hrsg. von Karl Müllenhoff. Berlin 1864 (Neudr. Hildesheim 1965), S. 115f. – Vgl. dazu Lothar Bluhm: Die Brüder Grimm und der Beginn der Deutschen Philologie. Eine Studie zu Kommunikation und Wissenschaftsbildung im frühen 19. Jahrhundert. Hildesheim, Zürich 1997, S. 76-79.

² Holger Dainat / Rainer Kolk: „Geselliges Arbeiten“. Bedingungen und Strukturen der Kommunikation in den Anfängen der Deutschen Philologie. In: Jürgen Fohrmann / Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft. DVjs, Sonderheft 1987, S. 7*.

³ Michael Ansel: Prutz, Hettner und Haym. Hegelianische Literaturgeschichtsschreibung zwischen spekulativer Kunstdeutung und philologischer Quellenkritik. Tübingen 2003, S. 4.

mogenen Fachentwicklung“ erzeugt wird,⁴ sogar berechtigt. Doch verkürzt diese Kritik auch den Gegenstandsbereich der modernen Wissenschaftsgeschichte, der sehr viel weiter dimensioniert ist. Zudem kennt gerade die Erforschung der frühen Germanistik eine ganze Reihe von Unternehmungen, die sich ganz explizit den ‚Verlierern‘ der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung zuwenden.⁵

II.

Wenden wir uns aber der frühen Deutschen Philologie nun selbst zu: Die auf den ersten Blick verwirrende personale wie konzeptionelle Vielfalt gewinnt in der Tat schnell Kontur, wenn man auf das Modell des ‚Wissenschaftskriegs‘ zurückgreift.⁶ Aus diesem habe sich – so der Argumentationszusammenhang – die frühe Deutsche Philologie als ein zukunftsweisendes Projekt herauskristallisiert, das im Konzert der benachbarten Wissenschaften eine hörbare Stimme einnehmen konnte. Die verschiedenen konkurrierenden Personengruppen und die unterschiedlichen konzeptionellen und programmatischen Ausrichtungen in dieser weitestgehend noch voruniversitären Frühphase der Deutschen Philologie lassen sich relativ trennscharf voneinander abheben. Besonders augenfällig wird dabei der Streit zwischen der für die weitere Entwicklung im 19. Jahrhundert maßgeblichen philologischen Richtung und der unmittelbar konkurrierenden Konzeption, die vorzugsweise an der Popularisierung ihres Gegenstandes interessiert war. Es ist der Gegensatz zwischen den Grimms, Benecke und

⁴ Ebd., S. 5.

⁵ Als Beispiel könnte etwa auf die Werkmonographien von Eckhard Grunewald zu Friedrich H. von der Hagen (Berlin, New York 1988) oder von Marek Halub zu Johann G.G. Büsching (Breslau 1997) hingewiesen werden. Für das nicht zuletzt aktuelle Interesse an diesen Fragen sei auf das wissenschaftliche Kolloquium *Gelehrte, Wissenschaftler und Dilettanten in der Frühzeit der Germanistik* an der Humboldt-Universität zu Berlin (31. Januar 2003), verwiesen. Ein Tagungsband ist angekündigt.

⁶ Vgl. Lothar Bluhm: „compilierende oberflächlichkeit“ gegen „gernrezensierende Vornehmheit“. Der Wissenschaftskrieg zwischen Friedrich Heinrich von der Hagen und den Brüdern Grimm. In: *Romantik und Volksliteratur. Beiträge des Wuppertaler Kolloquiums zu Ehren von Heinz Rölleke*. Hrsg. von Lothar Bluhm und Achim Hölter. Heidelberg 1999, S. 49-70.

Geringfügig erweitert in: Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bluhm_wissenschaftskrieg.pdf>

Lachmann sowie Friedrich Heinrich von der Hagen und Johann Gustav Büsching. Doch ist bei solcherart Akzentuierung nur *eine* Seite im Herausbildungsprozess der frühen Deutschen Philologie perspektiviert: Die komplementäre Gruppenbildung selbst bleibt unberücksichtigt. Bei näherer Betrachtung verwischen sich zudem die Konturen der Konfliktkonstellation ein wenig: So steht die Gruppenbildung im Einzelfall durchaus quer zu konzeptionell-programmatischen Nachbarschaften. Wilhelm Grimm etwa stand in seinem Wissenschaftsverständnis dem verfeindeten von der Hagen ungleich näher als dem Bruder Jacob. Dessen ungeheuer weite, an kulturgeschichtlichen Prämissen orientierte Wissenschaftspraxis wiederum ist an völlig anderen Horizonten ausgerichtet als die ‚Wortphilologie‘ eines Karl Lachmann.⁷ Sogar das von den jeweiligen Gruppen höchst erfolgreich nach außen transportierte Bild von jeweils einer ‚Gemeinschaft von Freunden‘ ist nicht ganz verlässlich. So war das persönliche Verhältnis etwa der Grimms zu Benecke zwar immer freundlich, aber selbst in späteren Zeiten noch verhältnismäßig distanziert. Das zu Lachmann war insbesondere in der Zeit nach der Göttinger Protestation und im Zusammenhang mit der Berufung der Brüder nach Berlin teilweise äußerst gespannt, da Lachmann in den Brüdern eine unmittelbare Konkurrenz für die eigene Stellung im Berliner Wissenschaftsbetrieb befürchtete. Umgekehrt gestaltete sich der erste persönliche Kontakt Wilhelm Grimms mit von der Hagen in Berlin durchaus freundlich und erodierte erst im Zuge der vielfältigen wechselseitigen Behinderungen und Intrigen im Wettlauf um die ‚Ehre‘ von Erstveröffentlichungen.

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich, wenn man nach den Gründen für den Erfolg bzw. Misserfolg der konfligierenden Gruppen fragt. Dass insbesondere die Grimms und Lachmann schon zu Lebzeiten als die Gründerheroen einer neuen Wissenschaft gefeiert wurden, von der Hagen und Büsching dagegen bereits der Vergessenheit anheim fielen, wird gern mit dem nationalen Diskurs des 19. Jahrhunderts in Verbindung gebracht. Grimms volkspoetische Sammlungen, das *‚Deutsche Wörterbuch‘* sowie Jacob Grimms *‚Deutsche*

⁷ Vgl. schon Jacob Grimm: Rede auf Lachmann. In: Ders.: Kleinere Schriften. Hrsg. von Karl Müllenhoff und Eduard Ippel. Berlin 1864-1890. Nachdr. Hildesheim 1965/6. Band 1, S. 150.

Grammatik‘ oder Lachmanns Bemühungen um das Nibelungenlied werden als Marksteine gewertet, die den nationalen Diskurs in besonderer Weise befördert hätten. Tatsächlich stimmt die Beschreibung jedoch nur, wenn man diese ‚Marksteine‘ isoliert betrachtet. Tatsächlich ist das Nationale als Begründungskategorie für die eigene Wissenschaft aber gerade bei von der Hagen sehr viel stärker ausgeprägt als bei seinen Gegnern. Für die Ideologisierung des Nibelungenlieds als ‚deutschem Nationalepos‘ kommt von der Hagens ‚Erneuerungen‘ und seiner nationalpolitischen Ausdeutung des Heldenlieds eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu.⁸ Vor dem Hintergrund des napoleonischen Imperialismus und des Zusammenbruchs Preußens manifestiert sich bei ihm ein volkspädagogischer Impetus,⁹ der den späteren Konkurrenten in seiner platten Funktionalität fremd war. Zielsetzung der von der Hagen’schen Nibelungenstudien war letztlich die Revitalisierung eines verschüttet geglaubten Tugendkatalogs in einer depravierten Gegenwart. Vor dem Hintergrund des nationalen Diskurses besaß ein von der Hagen sicherlich ein sehr viel erfolgversprechenderes Programm als die Grimms und Lachmann. Nebenbei bemerkt übersieht der auf den nationalen Diskurs abhebende Erklärungsansatz, dass namentlich der Hofrat im bonapartistischen Königreich Westfalen Jacob Grimm mit dem Makel zu leben hatte, ‚Kollaborateur‘ oder doch zumindest Nutznießer des französischen Imperialismus gewesen zu sein.¹⁰

Eine jüngere, systemisch orientierte Fachwissenschaftsgeschichte sieht den Erfolg der Philologie Grimm-Benecke-Lachmann’scher Richtung sehr viel überzeugender in der Kompatibilität dieses auf Regeln, Gesetzmäßigkeiten und Überprüfbarkeit basierenden Programms mit den vergleichbaren Verfahrensweisen der modernen Naturwissenschaften. An deren Maßstab von Wissenschaft gemessen kam der ‚strengen Philologie‘ eine deutlich höhere Validität zu als der doch eher ästhetischen Kategorien verpflichteten Wissenschaft der

⁸ Siehe etwa *Der Nibelungen Lied*, hrsg. durch Friedrich Heinrich von der Hagen, Berlin 1807, S. [I].

⁹ Vgl. mit Bezug auf das *Nibelungenlied* ebd., S. [Iif].

¹⁰ Siehe A.W. Schlegels spöttische Bemerkungen an A. Boeckh. Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. Hrsg. von Josef Körner. Wien 1930. Band 2, S. 116. Brief vom 2.4.1810.

Konkurrenten. Allerdings vermag auch dieses Erklärungsmodell letztlich nicht ganz zu überzeugen. Vergleicht man nämlich die Entwicklung der Deutschen Philologie mit der ganz anders gearteten Entwicklung anderer Nationalphilologien in Europa,¹¹ wird deutlich, dass das Moment der Kompatibilität kein hinreichendes, vielleicht sogar nicht einmal ein notwendiges Kriterium für den Erfolg bzw. Misserfolg einer Wissenschaftsgruppe und ihrer Wissenschaftspraxis darstellt.

III.

Vielleicht ist es am sinnvollsten, das Streitgeschehen und die korrespondierende Gruppenbildung unter Heranziehung einer berühmt-berüchtigten Definition des Politischen heuristisch erst einmal nur als eine ‚Unterscheidung von Freund und Feind‘ (C. Schmitt) zu begreifen. Sucht man vor diesem Hintergrund die Karriere des ‚Gemeinschaftlichen‘ im Wissenschaftsbildungsprozess zu erhehlen, spiegeln sich in den vielfältigen öffentlich ausgetragenen Konflikten jedenfalls zwei Phänomene, die man in Anlehnung an die systemisch orientierte Wissenschaftsgeschichte mit den Begriffen ‚Abgrenzung‘ und ‚Ausdifferenzierung‘ fassen kann.¹² Gemeint ist, dass im Streit zum einen eine Loslösung von der eigenen Wissenschaftstradition, dem Gelehrtentum des 18. Jahrhunderts, erfolgte und zum anderen in der unmittelbaren Konkurrenz Vorstellungen und Praxen von Wissenschaft entwickelt wurden, die sich öffentlichkeitswirksam voneinander abheben ließen. Schaut man auf die beiden Hauptgruppen, so ist augenfällig, dass in der Gemeinschaft ‚Grimm – Lachmann – Benecke‘ der Stellenwert der vorgängigen Tradition eine ungleich geringere Bedeutung besitzt als bei ‚von der Hagen – Büsching‘, mehr noch: Gerade bei den Jüngeren, bei den Grimms und Lachmann, ist ein Diskurs der Abwertung und Geringschätzung sowie – wenn das kein Widerspruch in sich selbst ist – ein Diskurs des Verschweigens von Leistungen der Gelehrtentradition zu beobachten. An-

¹¹ Siehe dazu eine Vielzahl von Beiträgen in Frank Fürbeth u.a. (Hrsg.): Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996). Tübingen 1999.

¹² Grundlegend ist Jürgen Fohrmann / Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1994.

ders als von der Hagen und Büsching, die sich selbst noch als Teil dieser Tradition verstanden, gehörte zu Grimms und Lachmanns Selbstverständnis, in geringerem Maße auch zu dem des ja deutlich älteren und im alten System bereits arrivierten Benecke, dass ihre Studien einen Nullpunkt der Entwicklung markierten, ein voraussetzungsloses Neubeginnen. In der streithaften Abgrenzung einzelner Gruppen voneinander ging es nicht zuletzt um die Beanspruchung dieses Gründungsakts für sich selbst. Der Gestus des Neuanfangs ist ein Spezifikum der Zeit um 1800 und hatte vor allem die frühromantische Literaturrevolution geprägt, die – wie jüngst zu Recht wieder in Erinnerung gerufen wurde – zu den relevanten Bildungserlebnissen der jungen Philologen-Generation, von von der Hagen, Büsching und den Grimms, gehörte.¹³

Die Behauptung eines gelehrten – oder besser: nunmehr wissenschaftlichen – Neuanfangs hatte indes auch ganz handfeste Gründe. Sie hatte zu tun mit der Möglichkeit, in einem sich neu konfigurierenden gesellschaftlichen System eine individuelle Karriere zu starten. Bei den Grimms lagen die Interessen – und Notwendigkeiten – auf der Hand: Nach dem frühen Tod des Vaters, eines Amtmanns, erlebten sie als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene soziale Deklassierung; und nach dem Tod der Mutter kam den knapp über 20jährigen die Verantwortung für die wirtschaftliche Sicherung nicht nur der eigenen Existenz, sondern auch die der jüngeren Geschwister zu. In der höchst unsicheren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation der ersten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts war es mithin eine durchaus existentielle Angelegenheit, sich im Gelehrten- und das hieß konkret: im Bibliothekssystem ein sicheres Auskommen zu verschaffen. Die ersten Publikationen Jacob Grimms entstanden so auch vornehmlich, um die eigenen Bewerbungschancen zu verbessern.¹⁴ Dass die Deutschen Studien zum Feld der Karriere-Planung wurden und nicht etwa die Rechtsgeschichte, in die die Brüder durch Savigny ja eingeführt wurden, dürfte seinen Grund zum einen natürlich in persönlichen Dispositionen und Interessen gehabt haben – an das ‚germanistische Urerleb-

¹³ Vgl. Ralf Klausnitzer: „Verschwörung der Gelehrten“? Die Brüder Grimm und die Romantik, in: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 3 (2001), insb. S. 517f.

¹⁴ Briefe der Brüder Grimm an Savigny, hrsg. von Wilhelm Schoof. Berlin 1953, S. 31.

nis‘ in der Savigny’schen Bibliothek sei erinnert –; vor allem aber dürften strukturelle, zeitspezifische Momente ausschlaggebend gewesen sein: Durch die politische Krise der Zeit verstärkt waren das Historische und das Nationale nicht mehr nur modische Trends, sondern emotional hoch besetzte Entitäten, die gerade im Bereich der Literatur ihre fassbare Umsetzung fanden. Sie sind nicht die Ursache für den Aufschwung der Deutschen Studien, aber ein auch nicht zu unterschätzender Begleitumstand. Mit dieser Rahmenbedingung war – wenigstens zeitweise – eine Außenwirkung garantiert, die einer jungen, karriere-orientierten Gelehrtenschaft gewinnversprechend erscheinen musste. Eine sich in diesen Diskurs einschreibende literarisch-historische Wissenschaft nahm Teil am zentralen Sinngebungsprozess einer verunsicherten und nach neuen Gewissheiten Ausschau haltenden Gesellschaft. Ganz pragmatisch gewendet versprach die Außenwirkung den Deutschen Studien eine gewisse Lebensdauer und bedeutete für die tragenden Teilnehmer des Diskurses eine gewinnversprechende Option auf die Zukunft. Für eine junge Gelehrtenschaft war hier ein schneller Erfolg möglich, zumal das Feld noch unbearbeitet war – jedenfalls aus der Außenperspektive.

IV.

Allerdings war der ‚Claim‘ eng begrenzt, das Arbeitsgebiet musste sich erst noch etablieren, um überhaupt ein wenig aus dem Schatten der übermächtigen Klassischen Philologie heraustreten zu können und das Publikumsinteresse entwickelte sich selbst in den Hochzeiten nationaler Euphorie nicht in dem Maße, wie die jungen Gelehrten es wünschten und erwarteten. Vielleicht sind jedoch die Gruppenbildung in der frühen Deutschen Philologie und ihre innere Zusammensetzung, dies sei als These gewagt, gerade ein Ergebnis dieser das Karrierestreben einer jungen Gelehrtenschaft begrenzenden Mangelsituation.

Der Prozess dieser schon vorinstitutionellen Ausdifferenzierung des Fachs lässt sich mit Blick auf die frühe Konkurrenz von der Hagens und der Grimms besonders gut aufzeigen. Als die Brüder Grimm 1807/8 begannen, sich mit ersten noch unselbständigen literarhistorischen Studien in der Gelehrtenwelt zu

Wort zu melden, sahen sie sich einer unerwarteten, scheinbar übermächtigen Konkurrenz aus der eigenen Generation gegenüber. Der nur wenig ältere von der Hagen deckte mit einer ganzen Stafette von Publikationen zwischen 1807 und 1810 den altdeutschen Markt weitestgehend ab und beherrschte diesen Zweig der philologisch-historischen Klasse in dieser Zeit ganz eindeutig.¹⁵ Der Erfolg von der Hagens ergab sich daraus, dass er wissenschaftspraktisch das zeitgemäßeste Programm anbot. Seine selbständigen Veröffentlichungen dieser Jahre waren ausschließlich Editionen, im prominenteren Teil dabei Modernisierungen – sog. ‚Erneuerungen‘. Die Absicht war nicht, etwa klassisch-philologischen Maßstäben entsprechende wissenschaftliche Editionen oder Übersetzungen vorzulegen – solcherart Behauptungen in Ankündigungen, Briefen oder Vorworten darf man getrost als Werbelyrik abtun; die Absicht der zwischen den Sprachständen frei schwebenden ‚Erneuerungen‘ war es vielmehr, eine – wie Büsching 1810 in der Einleitung zu seinem *Armen Heinrich* schrieb – „allgemeine Lesbarkeit“ zu erreichen,¹⁶ und in den Abdrucken bislang unbekannter Texte ging es darum, durch die Bereitstellung einiger Übersetzungshilfen dem Leser „etwas mehr Bequemlichkeit“¹⁷ zukommen zu lassen, wie von der Hagen in einem Brief an Goethe schrieb. Adressat war der weitere Kreis der ‚vaterländisch‘ gesinnten Literaturliebhaber, waren Juristen, Lehrer und Künstler. Von der Hagens und Büschings Wissenschaftsverständnis spiegelt die Erfahrungen aus der literarisch-kritischen Abendgesellschaft *Freitag*, der beide angehörten.¹⁸ Im geselligen Vereinsleben dieses Forums spielten Übersetzungen eine wichtige Rolle; auch von der Hagens Übertragung des Nibelun-

¹⁵ Siehe umfassend Eckhard Grunewald: Friedrich Heinrich von der Hagen 1780-1856. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Germanistik. Berlin, New York 1988. – Eine Neubewertung Büschings versucht Marek Hałub: Johann Gustav Gottlieb Büsching 1783-1829. Ein Beitrag zur Begründung der schlesischen Kulturgeschichte. Wrocław 1997.

¹⁶ J. G. Büsching: Einleitung. In: Der arme Heinrich, eine altdeutsche Erzählung. Zürich 1810, S. XI.

¹⁷ Aus der Frühzeit der Germanistik. Die Briefe Johann Gustav Büschings und Friedrich Heinrich von der Hagens an Goethe. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, 15. Band, Weimar 1929, S. 108. Brief vom 9.10.1807.

¹⁸ Wolfhart Henckmann: Solger und die Berliner Kunstszene. In: Otto Pöggeler / Annemarie Gethmann-Siefert (Hrsg.): Kunsterfahrung und Kulturpolitik im Berlin Hegels. Bonn 1983, S. 203f.

genlieds wurde behandelt und seine und Büschings *Deutsche Gedichte des Mittelalters* wurden subskribiert. Bezeichnenderweise sind die Eckdaten ihres Bestehens an die Lebensdaten von der Hagens gebunden. Mit dessen Tod endete auch dieser Freundeskreis. Es ist keinesfalls verwunderlich, dass von der Hagens und Büschings Veröffentlichungen des ersten Jahrzehnts den Bedürfnissen des weiteren Laienpublikums sehr viel mehr entgegen kamen als die nur einem ausgesprochen kleinen Zirkel verständlichen gelehrten Abhandlungen der Grimms. Die Kenntnis altdeutscher Texte war angesichts der noch ungenügenden Editionslage außerhalb eines verschwindend geringen Bibliothekarenkreises schließlich kaum gegeben und selbst bei den wenigen Spezialisten war das Wissen um die mittelalterliche Sprachgeschichte sowie die Praxis und Theorie der älteren Literatursprache nur gering ausgebildet. Das der großstädtischen Geselligkeitskultur um 1800 entstammende Popularisierungsprogramm von der Hagens und Büschings gab ihnen gegenüber den programmatisch noch unausgegorenen, archivalischer ‚Mikrologie‘ verpflichteten Veröffentlichungen der Grimms einen unbestreitbaren Vorteil. Neben der ‚Gnade der früheren Geburt‘ und der besseren Publikumsorientierung kamen von der Hagen und Büsching ohne Zweifel zudem ihre ungleich glücklicheren Vermögensverhältnisse zupass. Sie erleichterten die Materialrecherche und – mehr noch – die Bestellung von Abschriften, den Bücherkauf bzw. deren Ausleihe und ggf. notwendige Archivreisen.¹⁹ Versuche der Grimms, ihre Konkurrenten auf dem Gebiet der Textherausgabe zu schlagen, mussten scheitern, wie ihnen spätestens beim Wettlauf um die Erstherausgabe der *Edda* deutlich wurde.

Erfolg in diesem auf den ersten Blick ungleichen Kampf war nur durch eine Strategie zu erreichen, die – lax gesprochen – die Stärken der Gegner zu Schwächen und die eigenen Schwächen zu Stärken umwandelte. Ein solches Revirement wiederum war nur durchzusetzen, indem man die Regeln des Wissenschaftsspiels änderte, konkret: indem man die Prämissen der eigenen Wissenschaftspraxis als die Grundlage von Wissenschaftlichkeit im Bereich der

¹⁹ Die vielfältigen Schwierigkeiten zeigt mustergültig Karl Stackmann: Die Göttinger Abschriften des St. Galler „Tatian“ oder Über die Mühsal althochdeutscher Studien in napoleonischer Zeit. In: Althochdeutsch. Hrsg. von Rolf Bergmann u.a. Bd. 2: Wörter und Namen. Forschungsgeschichte. Heidelberg 1987, S. 1504-1520.

Deutschen Studien überhaupt durchsetzte und korrespondierend dazu andere Voraussetzungssysteme als unwissenschaftlich diskreditierte. Um fachliche Dominanz zu erreichen, galt es Definitionsgewalt darüber zu erreichen, was überhaupt als „Wissen“ Anerkennung finden sollte. Mit der praktischen Umsetzung dieser Durchsetzungsstrategie begannen die Brüder schon bald und überzogen von der Hagen mit einer Flut kritischer bis polemischer Rezensionen, die die öffentlichkeitswirksame persönliche Verunglimpfung nicht scheute.²⁰ In einer bis etwa 1812/3 reichenden Streitstafette gelang es den Brüdern auf diesem Wege tatsächlich, sich neben und gegen von der Hagen und z.T. Docen zu profilieren und sich in der Öffentlichkeit als „Kenner“ durchzusetzen. Um von der Hagens Konzept einer Offenheit der Deutschen Studien gegenüber dem allgemein-gelehrten und dem Laienpublikum ein dauerhaftes Gegenmodell entgegenstellen zu können, setzten die Grimms verstärkt auf die Bildung einer eigenen, höchst elitären und damit auch exklusiven »Gemeinschaft von Freunden«, die sich aus der Praxis ihrer täglichen Bibliothekarskorrespondenz entwickelte.

V.

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung einer solchen Gemeinschaft war der Kontakt zum Göttinger Benecke, einem arrivierten Gelehrten und Bibliothekar an der damals wohl bedeutendsten deutschen Bibliothek. Seit 1807 bildete sich kontinuierlich ein dichtes Netz brieflichen Austausches. Es war in den ersten Jahren natürlich maßgeblich von Benecke bestimmt, doch wurde Jacob Grimm, der auf Seiten der Brüder den Briefkontakt vornehmlich bestritt, schon in den frühen 1810er Jahren zu einem in fachlichen Dingen ebenbürtigen Korrespondenten. Gegenstand des Briefwechsels waren Ausleihwünsche der Grimms, der Austausch über Neuerscheinungen auf dem gelehrten Buchmarkt, Fragen der Materialrecherche und -beschaffung bei Inedita sowie die Diskussion strittiger Fachfragen. Mit dem Beginn von Jacob Grimms grammatischen Studien im Herbst 1816 und Beneckes Wigalois-Edition kommt es zu einer

²⁰ Siehe erneut Bluhm, „compilierende oberflächlichkeit“ gegen „gernrezensirende Vornehmheit“.

ungeheuren Intensivierung der fachlichen Kommunikation, die mit den Mitteln des herkömmlichen Briefkontaktes nicht mehr bewältigt werden konnte. Der briefliche Austausch wird deshalb durch die Einführung einer weiteren zirkulären Korrespondenzform, die sog. „Adversarien“ ergänzt.²¹ Es sind mittig gebrochene Bogen, deren linke Seite von einem Korrespondenzpartner mit Fragen versehen wurde, die vom anderen auf der rechten Seite beantwortet oder diskutiert wurden. Die „Adversarien“ wurden den herkömmlichen Briefen als Beilage zugegeben oder durchreisenden Freunden oder Kollegen als Einzelsendungen mitgegeben. Da beide Seiten von dieser Korrespondenzform Gebrauch machten, gab es neben den Briefen noch immer zwei weitere Zirkularkorrespondenzen gleichzeitig. Die neue Korrespondenzform gestattete es, sogar kleinere Kollektaneen im Zirkularverfahren zu überprüfen und ggf. zu ergänzen, was vor allem bei der Systematisierung von Einzelbeobachtungen relevant war: Reimlisten und eigens erstellte kleinere Spezialwörterbücher gestatteten ein ‚work in progress‘ und die Akkumulierung von Wissen. Nicht zuletzt kam auf diese Weise ein kleines Archiv zustande, auf das die Korrespondenten oft noch Jahrzehnte später zurückgriffen. Beide Seiten nutzten diese hochökonomisierte und radikal sachbezogene Korrespondenzform bis der Wechsel der Grimms von Kassel nach Göttingen den unmittelbaren kolloquialen Austausch gestattete.

Bei dieser Korrespondenz handelte es sich gewissermaßen um den Kern einer sich herausbildenden neuen Gemeinschaftsform, die sich betont von den Prinzipien der Offenheit und der Lesbarkeit, wie sie das Wissenschaftsverständnis und die Wissenschaftspraxis von der Hagens und Büschings auszeichneten, absetzte und sie durch die Merkmale der Geschlossenheit und der Konsistenz ersetzte. Der Zirkel der Beteiligten war äußerst begrenzt und setzte sich nahezu ausschließlich aus den Brüdern Grimm, Benecke und Lachmann zusammen, wobei Beneckes Anteil seit den 1820er Jahren deutlich zurückging

²¹ Dazu L. Bluhm: Adnoten zum Gelehrtenbrief. Die Grimm-Beneckeschen „Adversarien“. In: L. Bluhm / Andreas Meier (Hrsg.): Der Brief in Klassik und Romantik. Aktuelle Probleme der Briefedition. Würzburg 1993, S. 93-107; ergänzend Berthold Friemel: Die Göttinger Adversarienhandschrift Benecke-Grimm. In: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 5 (1995), S. 96-103.

und der Lachmanns erheblich zunahm. Die Korrespondenz bildete den Nukleus der Gemeinschaft, dazu kamen gelegentliche Besuche und der Austausch von Veröffentlichungen, die oft schon in Roh- oder Korrekturform zur Diskussion und zur Überarbeitung weitergegeben wurden, vor allem aber eine aufeinander abgestimmte „Öffentlichkeitsarbeit“: Gegenseitiges Zitieren, wechselseitige öffentliche Hochwertung, offenes oder verdecktes Rezensieren von Veröffentlichungen und die wechselseitige Widmung von Arbeiten ließen schon um 1820 die Beteiligten als Mitglieder eines Kartells in der (nicht nur gelehrten) Öffentlichkeit auftreten.

Zum Kriterium für Wissenschaftlichkeit wurde bei der Bewertung von Erzeugnissen des gelehrten Marktes letztlich deren Verwendbarkeit für das eigene Wissenschaftsunternehmen. Nicht zuletzt durch die verhältnismäßig hohe Veröffentlichungsdichte dieser „Gemeinschaft von Freunden“ ergab sich ein zunehmender Konzentrationssoj, der bereits lange vor der sich ja erst entwickelnden Institutionalisierung als Universitätsfach im Horizont der insgesamt noch ungeordneten Deutschen Studien einen geschlossenen Kern ausbildete. Dabei gründete sich diese Geschlossenheit bei genauerer Betrachtung letztlich auf der Konsistenz von jeweils nur einem Teilprojekt des insgesamt sehr viel weiter dimensionierten Gesamtwerks der einzelnen Beteiligten. Einige skizzenhafte Striche sollen genügen: Wenn Karl Lachmann als ‚Vater‘ der germanistischen Textkritik geehrt wird, ist damit tatsächlich nur eine Seite seines philologischen Profils angesprochen, insofern Lachmann sich in seinen späteren Nibelungenstudien durchaus mythologischen Deutungen annäherte und neben dem ‚deutschen Fach‘ in gleichem Maße der klassischen Altertumskunde verpflichtet war, wo er seine textkritischen Kategorien meist auch entwickelte bzw. vorfand. Sehr viel schwieriger wird eine solche Einteilung, wenn man sie bei Jacob Grimm versucht. Sein Werk zeigt insgesamt eine Weite, die sich jedweder eng dimensionierten Kategorisierung entziehen muss; und so wird er auch nicht zufällig für eine ganze Reihe von neueren Wissenschaften als ‚Stammvater‘ oder doch zumindest ‚Mitbegründer‘ reklamiert.

Die Konsistenz der ‚Gemeinschaft‘ resultierte aus der Fähigkeit einzelner Bereiche des jeweiligen Gesamtwerks, sich miteinander verzahnen zu lassen.

Das Beispiel Jacob Grimm – Lachmann sei erneut herausgegriffen, da beide Wissenschaftsprogramme – wie schon erwähnt – bereits im Selbstverständnis der Akteure eigentlich als inkompatibel galten und gegensätzlich ausgerichtet waren. Grimms breite Kulturgeschichte stand in der Tradition einer ‚Sachphilologie‘, wohingegen Lachmanns Arbeiten weitestgehend einer den Sprachformen verpflichteten ‚Wortphilologie‘ entsprach. Dass dies keine künstlich gesetzte Opposition ist, belegt der Blick auf die die Deutschen Studien umgreifende und maßgeblich prägende Altertumskunde, wo dieser Gegensatz in einer heftigst geführten Auseinandersetzung in den ersten Jahren und Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ausgetragen wurde.²² Anders als in der Altertumskunde gelang in den Deutschen Studien indes ein Brückenschlag. Verbindungspfeiler waren die grammatischen Studien bei Grimm und insbesondere die Reimstudien bei Lachmann. Beide Unternehmungen zielten nämlich auf ein und das selbe: Die Beobachtung von Regelmäßigkeiten und deren Systematisierung. Jede Seite vermochte dabei die Ergebnisse der anderen Seite zu nutzen und wurde befähigt, durch sie in der Systematisierung des eigenen Forschungsprojekts weiterzuschreiten. Mithilfe umfänglicher Reimregister konnte Lachmann in den ihm vorliegenden „verderbten“ Textdokumenten gesicherte Konjekturen erstellen, die ihm halfen, die von ihm angestrebte „echte Lesart“ zu rekonstruieren und dem Ideal der klassischen literarischen Hochsprache des späten 12. und des 13. Jahrhunderts nahe zu kommen. Die Fortschritte bei der Rekonstruktion dieser Idealsprache waren von Jacob Grimm nun unmittelbar für die eigenen grammatischen Studien dienstbar zu machen. Zum einen erweiterten sie ganz praktisch die Materialgrundlage seiner Untersuchungen und zum anderen bot Lachmanns Textkritik ein überprüftes Wortmaterial, das Grimms Beobachtungen zur Lautlehre, Wortbildung und Syntax erst die für eine Systematisierung der Befunde notwendige Sicherheit gab. Im gleichen Maße profitierte der Texteditor Lachmann bei der Suche nach der „classischen Regel“ der altdeutschen Literatursprache von eben diesen Grimm’schen Erkenntnissen,

²² Vgl. etwa Ernst Vogt: Der Methodenstreit zwischen Hermann und Böckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie. In: Hellmut Flashar u.a. (Hrsg.): Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften. Göttingen 1979, S. 103-121.

ohne die seine Textphilologie kaum wirklich über die Divinatorik der sog. ‚unkritischen‘ Editorik hinausgekommen wäre.

Das Beispiel einer Interferenz und wechselseitigen Elevation von Teilbereichen eigentlich heteronomer Wissenschaftsprojekte belegt, dass der vor allem älteren Wissenschaftsgeschichte bei aller ‚Mythisierung‘ im Kern durchaus zuzustimmen ist, wenn sie in der Konstellation Jacob Grimm – Karl Lachmann den eigentlichen Nukleus für die Entwicklung der späteren Philologisierung der Deutschen Studien sieht. Auch der Anteil Georg Friedrich Beneckes und Wilhelm Grimms, der hier nur angedeutet werden soll, ist nicht gering zu schätzen: Benecke ist außer als (aus der Lachmann’schen Perspektive allerdings ‚unkritischer‘) Editor vor allem als Lexikograph in Erscheinung getreten. Die Texterläuterung dient im Kontext des Gesamtprojekts letztlich der Überprüfung der Textkonstitution und sichert die Wortgeschichte ab. Nicht zu unterschätzen ist zudem die Funktion, das ja letztlich hochspezialisierte Expertenprodukt doch ein wenig publikumsfreundlicher zu gestalten. Auch wenn dies wohl kaum für das weitere Publikum galt, erleichterte es gleichwohl die Vermittlung in die benachbarte Gelehrtenwelt und an eine nachfolgende (akademische) Schülerschaft. Als Musterbeispiel solcher Kooperation kann etwa Lachmanns und Beneckes Iwein-Edition gelten, wo der eine die Textherstellung, der andere die Erläuterungen übernahm bzw. nachfolgend ein ganzes Wörterbuch veröffentlichte. Wilhelm Grimms Anteil am Gesamtprojekt war wohl insbesondere die Sicherung der Rezeptionsgeschichte des deutschen Heldenlieds; sie trug zur Fundamentierung des Nibelungenlieds als eines ‚Nationalepos‘ bei, von dessen identitätsstiftender Bedeutung eine nachfolgende Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur noch lange profitieren sollte.

Im Rahmen der hier nur grob skizzierten »Gemeinschaft von Freunden« wurden die oft heterogenen Wissenschaftsprojekte der einzelnen Teilnehmer des Diskurses im Rahmen eines sich zunehmend verdichtenden Kommunikationssystems aufeinander abgestimmt und zu einem kompatiblen Ganzen ausgeformt. Institutionengeschichtlich gesprochen, handelt es sich natürlich um eine vor-institutionelle Struktur – jedenfalls wenn man Institutionen an fassbaren

Einrichtungen wie Universitäten, Schulen oder Vereinen bemisst. Gleichwohl entstand auf diese Weise ein Bezugsfeld, ohne dass auch der nachfolgende Institutionalierungsprozess sich nicht – oder zumindest nicht in der gegebenen Form – hätte realisieren können. Die Beobachtungen bestätigen, dass, wie zutreffend bemerkt wurde, die „Anfänge der Disziplingenese [...] weniger im Bereich der Institutionen als im Bereich des Häuslichen und der informellen Beziehungen zu suchen“²³ sind. Zu betonen sind vor allem die ‚informellen Beziehungen‘, die für die Wissenschaftsgeschichte insbesondere in Briefen und – bislang kaum systematisch ausgewertet²⁴ – in Widmungen fassbar werden. Dass die Wissenschaftsgeschichte diese nicht zu unterschätzenden Aspekte der disziplinären Entwicklung zunehmend in den Blick nimmt, zeigt aktuell die kluge Entscheidung des *Internationalen Germanistenlexikons 1800-1950*, im Rahmen der Werkbibliographien nicht nur die Korrespondenzen, sondern auch die Widmungen zu verzeichnen.²⁵

²³ Ina Lelke: Berliner Geselligkeit und die Brüder Grimm, in: *Zeitschrift für Germanistik*, NF 3 (2001), S. 577.

²⁴ Die Grimmforschung hat sich diesem Materialbestand bereits verhältnismäßig früh zugewandt; siehe insb. Ludwig Denecke: Buchwidmungen an die Brüder Grimm. In: *Brüder Grimm Gedenken (BGG)*. Band 2. Hrsg. von Ludwig Denecke. Marburg 1975, S. 287-304; ders.: Buchwidmungen an die Brüder Grimm. Zweite Sammlung. In: *BGG*. Band 3. Hrsg. von L. Denecke. Marburg 1981, S. 457-470; ders.: Buchwidmungen an die Brüder Grimm. Dritte Sammlung. In: *BGG*. Band 4. Hrsg. von L. Denecke. Marburg 1984, S. 200-208.

²⁵ Siehe dazu: *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*. 3 Bände. Hrsg. von Christoph König. Berlin, New York 2003.